

Stadtbekannt

Man kennt sie nicht so wie den Bürgermeister, den Kantor, den Lehrer, Pfarrer, Arzt oder Ladeninhaber, mancher nennt sie gewiss geringschätzig eher eine Person als eine Persönlichkeit, doch gehört sie zum Straßenbild dieser Stadt: die Frau Meier aus der Krappgasse.

Der Name klingt ein wenig nach der „Frau Rauscher aus der Klappergass“, jener Heldin des Frankfurter Karnevalsschlagers mit den vielen Strophen. Frau Meier hat wohl auch entfernte Gemeinsamkeiten mit Frau Rauscher, nicht nur den jeweils authentischen Namen und den authentischen Ort.

Die Krappgasse gehörte, wie der Name übermittelt, zum ehemaligen Färberviertel im ältesten Ortsteil des Städtchens. Touristengruppen werden hier dennoch nicht durchgeführt, denn die verrotteten Häuser sind nicht saniert, die Gegend ist nicht vorzeigbar, nistet hier doch eine kleine Bastion von Alten, Armen, sozial Unterprivilegierten in einer Zeile unglaublich schmaler Fachwerkhäuschen von nur je vier oder fünf Metern Breite. Neben den Haustüren stehen überquellende, stinkende Mülleimer, daneben Sperrmüllgut. Hinter den Fenstern (Einfachglas, im Winter mit Eisblumen bedeckt, in verwitternden Rahmen von denen die Farbe abblättert) hängen gelbstichige Lappen, gefranste Gardinen, hier und da ein Topf oder eine Vase mit ausgebleichenen Kunstblumen darin.

Hier wohnt Frau Meier, das weiß jeder, doch ist zu bezweifeln ob sie irgend jemand außer vielleicht dem Pfarrer oder den Zeugen Jehovas je besucht hat.

Möglicherweise hat sich Frau Meier schon seit Jahren nicht mehr ausgezogen, denn immer trägt sie die gleichen Kleidungsstücke. Auch verbreitet sie einen so strengen Körpergeruch nach scharfem Schweiß, Urin, dem brenzligen Rauch schwelender Feuerstellen, den Dünsten längst gekochter Gerichte aus Zwiebeln, Kohl und Kartoffeln, dass diese Vermutung nahe liegt; man kann sie riechen bevor man sie sieht. An ihr vorbei geführte Hunde heben aufmerksam witternd den Kopf und streben schnüffelnd in ihre Richtung.

Im Sommer ist sie mit einer vorne geknöpften Kittelschürze bekleidet, deren Gewebe sich an den schwartig schmutzigen Taschen schon in einzelne Längsfäden aufgelöst hat; die fleischfarbenen Nylonstrümpfe sind zu Wülsten über den Knöcheln heruntergerollt, die Füße stecken in viel zu großen, grauen, wattierten Billigturmschuhen. Werden die Tage kühler, zieht sie über die Schürze eine braune Strickjacke, die Strümpfe sind dann hochgezogen, zusätzlich wärmt sie die Füße mit weißen Tennissocken, und die Haare werden mit einem ein kleinen Kopftuch bedeckt, das unter dem Kinn straff geknotet ist. Im Herbst kommt darüber noch ein zweites, wollenes Tuch, über die Strickjacke ein schwarzer Synthetikanorak, die Baumwollsocken sind durch Wollsocken ersetzt, die Hände stecken in Fausthandschuhen. Im Winter erweitert sie ihren Kälte- und Nässeschutz um eine weitere Hülle, einen viel zu großen, fast bodenlangen Plastikregenumhang, olivgrün und an einigen Stellen mit Klebestreifen geflickt, dazu gleichfarbige, riesige Gummistiefel. Deswegen unsicher im Tritt, das Gesichtsfeld durch die in die Stirn gezogene Kapuze eingeschränkt, wankt sie, noch phantastischer als sonst, durch die winterliche Altstadt.

Sie ist bei fast jeder Wetterlage unterwegs, muss sie doch ihren riesigen, verfilzten Wolfsspitz ausführen, ein undiszipliniertes Tier, das sie wie ein Bärenführer an einer

langen, klirrenden Kette hält, und das sie, in ungestümer Schnüffelfreude voranstürmend, gefährlich strauchelnd hinter sich her zieht. Die Kette hat sie sich zur Sicherheit mehrmals um den linken Unterarm geschlungen. Wohl wissend, dass sie den Hund dennoch nicht halten könnte wenn etwa ein Artgenosse seinen Weg kreuzte, versucht sie tapfer, die Straße zu überblicken, ruft dem einen oder anderen Passanten eine Warnung zu oder fragt: „Habter en Hund dabei?“ Sie spricht die anderen immer in der zweiten Person Plural an, dem pluralis reverentiae, der Mehrzahl höflicher Unterwerfung.

„Wohnter hier in de Näh, isch kenn eusch doch?“ oder

„Habter kein Mann un keine Kinner?“ oder

„Is der Schwarz da euer Hund? Dann halten mal fest, das geht sonst net gut mit dem Harras, des is en Deibel.“

Sie ist vielleicht achtzig Jahre alt, das ledrige Gesicht gefurcht von vielen Falten, wie von einem Heimatkünstler aus Holz geschnitzt. Nie trägt sie eine Brille, scheint aber mit ihren dunklen, triefenden Äuglein genug zu erfassen. Sie benötigt offensichtlich auch kein Gebiss, obwohl sie nur noch wenige, schadhafte Zähne im Mund hat. Gewaltig ist ihre großporige Nase, der knubbelige Blickfang in ihrem Gesicht. Ihre Hände gleichen hornigen Vogelkrallen, häufig hat sie schwer heilende, schorfige Verletzungen daran, die Ränder der spröden Fingernägel sind schwarz.

Mit steigender Sonne und zunehmender Wärme beginnt sie, sich zu häuten: zuerst verzichtet sie auf den Regenmantel und die Gummistiefel; in umgekehrter Reihenfolge legt sie ab, was sie im Herbst nach und nach übereinander gezogen hat, bis sie im Sommer wieder in der bunten aber verblichenen Kittelschürze unterwegs ist.

Es ist zu vermuten, dass sie auch eine Katze hat. Abends schlurft sie manchmal durch die Gassen und ruft ihr „Sissilein“.

Frau Meier hat auch einen Sohn, einen mageren, kleinen Endfünfziger mit spitzer Nase und zunehmend schütterem, rötlichem Haar. Er findet Gelegenheitsarbeiten in unserer Stadt als Gärtnergehilfe oder Reinigungskraft. Manchmal sieht man auch ihn mit dem Hund an der Bärenführerkette; schwächling, wie er ist, vermag auch er das Tier kaum zu halten. Auf seinem Moped sitzt er in abgewetzter Lederkluft wie auf einer Harley Davidson, wenn er in die Videothek fährt, wo er sich die Filme besorgt, die sein Leben in der Krappgasse erträglich machen.

Frau Meier ist jetzt schon seit ein paar Wochen nicht mehr unterwegs. Zwar hat man sie lange nicht gesehen, doch ist es bisher noch niemandem aufgefallen. Wie schon gesagt, jeder kennt sie, aber es vermisst sie niemand.

Meta Perschel, Alsfeld